

BERNHARD HOFER

Das
andere
Licht.

ROMAN

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Ebru Sidar/Arcangel Images

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln; Nina Schäfer

Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0709-2

Roman

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Für alle, die an die Poesie der Blume glauben

Hintergründe zu Vorgeschichte und Teil 1 der Tannenfall-Saga
sowie einen Ausblick, wie die Saga weitergeht, finden Sie ab Seite 348.

*Die einzige Art,
gegen die Pest zu kämpfen,
ist die Ehrlichkeit.*

Albert Camus, »Die Pest«

ERSTE AUFZEICHNUNG

»Die Neue Ordnung.

Wie hat sie begonnen?«

»Mit dem Ende.«

»Hast du das Ende gebracht?«

»Nein. Sie war es. Greta.«

»Dann erzähl mir von ihr.«

DAS JAHR VOR DEM ENDE

Seit Wochen wüten Brände durch die großen Wälder unserer Welt. In Amazonien, im Osten Australiens, in Sibirien und selbst am Nordpol brennt es – es ist das Ende der Welt, und wir haben es herbeigerufen.

Von H. Selzberg

Der Himmel leuchtet orange. In hellem Gelb steht die Feuerwand und jagt fauchend durch den trockenen Wald. Die Feuerwehrmänner wirken mit ihren Helmen und Schläuchen wie hilflose winzige Statisten in einem aussichtslosen Kampf.

»Die Feuer rasen aus dem Nichts auf dich zu«, sagt ein Russe dem Staatsfernsehen. »Es ist schneller als der Wind. Es ist das Inferno. Die Hölle. Mein Nachbardorf: Es ist weg. Einfach weg. Was soll nur aus den Menschen werden?« Ähnliche Stimmen kommen aus anderen Ländern. Das Grauen ist überall dasselbe. Besonders schlimm sei, dass es für die Menschen kaum eine Möglichkeit zur Flucht gebe, denn die Feuer seien schneller, als man rennen könne, so ein Pressesprecher der australischen Behörden.

»Es wird von Jahr zu Jahr schlimmer«, sagt Reinhard M., Leiter der Katastrophenschutzbehörde in Deutschland und leidenschaftlicher Jäger. »Die Brände beginnen immer früher, oft schon im Winter. Und sie sind aggressiver und dringen in Regionen vor, wo wir niemals mit Feuer gerechnet hätten. Oder wer hätte gedacht, dass es je im Regenwald brennen würde? Und wer weiß«, fügt er später hinzu, »wie lange es noch dauern wird, bis die Berge zu brennen beginnen ...?«

Besonders traurig macht die Menschen allerdings die Tatsache, dass viele Wildbestände und ohnehin schon gefährdete Tierarten durch die Feuer ausgerottet werden. Dabei sind es oft nicht die Feuer selbst, sondern die Seuchen, die in den rauchigen Glutnestern entstehen und die Luft vergiften. Wie Teer kriecht die klebrige Luft in die Lungen der Tiere und erstickt sie qualvoll. »Es ist wie eine große, stille Krankheit, bei der man zusehen kann, wie die Tiere qualvoll um die letzten Atemzüge kämpfen, als wäre deren Zahl begrenzt.«

In Russland etwa starben die letzten weißen Hirsche Sibiriens. Es gibt bei den Jägern einen Mythos, der besagt, dass man innerhalb eines Jahres sterbe, wenn man einen weißen Hirsch tötet. In einigen Regionen Deutschlands wie etwa im Norden Hessens sowie in Österreich in einem verborgenen Tal der Steiermark leben noch einige dieser wunderbaren Tiere. »Dort halten sich Umweltschützer und Jäger an eine stille Übereinkunft und schützen gemeinsam diese seltenen Geschöpfe«, meint der Experte weiter. »Wenn es so weitergeht, haben wir Menschen bald die letzten Hirsche auf dem Gewissen. Glaubt man dem Mythos, dürfen wir gespannt sein, was jetzt geschieht.«

»Es beginnt immer gleich. Zuerst Husten. Dann das Blut. Und mit dem Fieber kommt die Atemnot. Als hätte jemand die Zahl der Luftzüge begrenzt.«

Ich senkte die Arme und ließ die Blätter der Zeitung auf meinen Schoß fallen.

»Was meinst du?«

»Die große Krankheit. Sie tarnt sich zwischen den Feuern.«

»Es wird langsam Zeit fürs Bett.«

»Es ist meine Schuld.«

»Das ist es nicht.«

»Doch. Das ist es. Das war es immer.«

DIE HEILSTÄTTE

Dinge, die nichts wert sind, wirft man weg. Ich bin eine Weggeworfene. Eine aus der Welt geworfene Frau, die auf einem Bauernhof in der Nähe von Dresden unter hungernden, verwaahlrosten Tieren und dünnen leeren Feldern aufgewachsen ist. Eine Weggeworfene, die keinen Platz in dieser Welt hat und seit über zwanzig Jahren in einer Nervenheilanstalt darauf wartet, dass sie der nächste epileptische Anfall mit seinen schrecklichen Bildern endlich genügend krümmt, um aus diesem nutzlosen Dasein zwischen den Welten zu verschwinden.

Ich, Greta Erdsegen, bin wie faulige Erde. Auf meinem Grab wird nie eine Blume stehen – und wenn, dann nur eine unscheinbare, krumme.

Seit Ende des letzten Jahrtausends habe ich in der Heilstätte gelebt. Mein Vater hatte mich einweisen lassen. Ich hätte den krummen Ton, hatte er gesagt. Und dass er sich nicht mehr um mich kümmern könnte. Wenn ich zuckend am Küchenboden unseres Bauernhofes gelegen hatte, dann hatte ich so laut geschrien, dass selbst die Vögel innehielten und sich in der Stille vor mir versteckten.

Seitdem hatte er mich nie besucht. Ich hatte auch sonst von niemandem Besuch. Von wem auch? Ich war allein. Allein mit den vielen anderen, die hier lebten. Ich nannte sie meine Verbündeten, weil sie krank waren wie ich. Die Leitung nannte uns »Wirte«.

Wir lebten hier am Anfang der Sächsischen Weinstraße, umgeben vom warmen Rauschen des Elblandes. Die vielen kleinen Weinberge, die das Barockschloss umgaben, stahlen sich immer wieder in meine Träume und flüsterten mir zu, dass ich in Wahrheit woanders war. In den sanften Hügeln Italiens, in der Toskana oder in Frankreich oder noch weiter weg. Aber ich war in Sachsen.

Das Schloss Seußlitz lag rund vierzig Kilometer nordwestlich von Dresden. Eine sanft hügelige Landschaft aus Weinbergen und Gärten formte den Seußlitzer Grund, ein zart anmutendes Naturschutzgebiet in einem Seitental der Elbe. Ihr würziger Duft drang bis tief in die Weidenwälder vor, die von rotem Efeu umrankt waren. Versteckte Wege durch grüne Blätterdächer kreuzten schmale Rinnen, die in früheren Zeiten Wasser geführt hatten. Seit es die Mühlen in der Gegend nicht mehr gebe, seien diese Bäche verlandet, hatte mir meine Pflegerin Carlotta bei einem unserer ersten Spaziergänge erzählt. Hinter alten Linden versteckten sich idyllische Seen und funkelten in der milden Luft dieses versteckten Kleinods.

Der Schlossgarten selbst hielt sich an einen französischen Stil an der südlichen Seite und einen englischen an der gegenüberliegenden. Schwere Skulpturen umgaben den Park, welche die Jahreszeiten darstellten. An der Südseite erstreckte sich eine

fünfzehn Meter hohe Terrasse, die mit Platanen besetzt war. Hohe Figuren aus Sandstein und mächtige Blumentöpfe umgaben die Terrasse, an deren Ende vier Stufen zum Gartenhaus, der Heinrichsburg, führten, die wie auf einer Pyramide über die Anstalt wachte. Dort standen zwölf Figuren, ebenfalls aus Sandstein, Verkörperungen der zwölf Monate. Vom Gartenhaus konnte man einen weiten Blick in das Elbtal werfen. Ich liebte diesen Anblick, da er mir das Gefühl gab, mit der Welt außerhalb der Anstalt verbunden zu sein.

Gegenüber dem Gartenhaus, auf dem kleinen Schlossweingberg, stand ein einstöckiges Winzerhaus. Es trug den Namen Luisenburg. Von dort erstreckte sich der englische Park aus Ginkgobäumen, Zypressen, Ziereichen und Silberahorn und umschloss einen unscheinbaren Teich.

Im Zentrum der Heilstätte lag die Schlosskirche, vor der das Herrenhaus thronte. Zwei Seitenflügel umfassten den Schlosshof. Dahinter befand sich der Kirchhof mit mehreren Grabdenkmälern, die ich von der Dusche aus sehen konnte.

Carlotta war jünger als ich. Ich hatte mich nie getraut, sie zu fragen, aber ich vermutete, dass uns etwa zehn Jahre trennten. Ich war ihre erste Patientin gewesen. Sie war damals noch jung. Vielleicht siebzehn. In ihren dunklen Augen lag noch immer eine Stille, die mich nach all den Jahren nach wie vor wärmte. Sie hatte mir beigebracht, den Vögeln zuzuhören, mit der Hand das Gras zu berühren und zu spüren, wie es wächst. Sie hatte mich aber auch angehalten, mich an die Regeln des Hauses zu gewöhnen, und – wenn mir das nicht gelang – vom Mond erzählt. Und dass man zu ihm singen konnte, damit die Träume einmal wahr würden. Denn der Mond, der würde einen eines Tages auf die andere Seite bringen, hatte sie mir einmal gesagt, und ich stellte mir dann vor, dass wir beide in Italien saßen, irgendwo unter einem warmen Himmel.

Als ich das Gelände zum ersten Mal betreten hatte, rieb ich meine Schuhe vor dem Tor sauber, aus Angst, diese adeligen Gebäude mit meinen schmutzigen Füßen zu verunreinigen. Die Wohntrakte säumten die beiden Seiten vor dem Schloss und waren die eigentlichen Heilstätten. Carlotta wartete damals an der Tür und

fragte mich, ob sie mir mit meinem Gepäck helfen sollte. Als ich ihr sagte, dass die blassgelbe Bluse und die Cordhose, die ich am Leib trug, das Einzige waren, was ich besaß, beschloss sie, mich vorher in der Anstalt herumzuführen, um mir den neuen Abschnitt in meinem Leben einfacher zu machen. Carlotta war trotz ihrer jungen Jahre souverän in ihren Handlungen und strahlte schon damals diesen sicheren Stolz aus, der mich sie bald fest in mein Herz schließen ließ.

»Ich zeige Ihnen jetzt Ihr neues Zuhause. Die Formalitäten wie die Übergabe des Schreibens des Amtsrichters können wir auch später erledigen.«

»Ich sehe, Sie sind in guten Händen«, sagte die Leiterin der Heilstätte, als sie mich mit Carlotta auf dem Schlosspark antraf. Sie trug ein langes blaues Kleid mit vielen Schmetterlingen. Ich machte einen kleinen Knicks, da ich irgendwo gelesen hatte, dass man das in diesen Kreisen so machte. Die Leiterin war hübsch und jung, vielleicht Mitte dreißig, und sah aus wie eine wohlhabende Frau, die sich den ganzen Tag um den Garten ihres Hauses am See kümmern konnte.

»Ich leite die Heilstätten und bin mir sicher, dass Sie sich hier wohlfühlen werden. Freilich wird es ein wenig dauern. Ich weiß natürlich auch, was die Menschen im Dorf über die Anstalt sagen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass es hier kaum anders ist als in einem anderen Institut. Hier tanzen sogar manche Patienten – wie Frau Marie. Oder Walter: Er trägt immer einen Wollumhang, auch im Sommer, wenn es hier sehr warm ist. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn er Ihnen von seiner österreichischen Mutter erzählt und dass er selbst aus Italien kommt und dass sein Großvater im Krieg gegen die Deutschen gekämpft hat. Wenn Sie ihm keine Beachtung schenken, wird er rufen: ›Hilfe, ich brauche Hilfe!‹ Oder Frau Klara: eine reizende Frau. Sie steht immer oben am Gartenhaus. Gleich neben der Tür. Sobald Sie diese aber öffnen, versucht sie, sich vorzudrängen, und beschimpft Sie, wenn Sie ihr nicht den Vortritt lassen. Dennoch ist sie eine reizende Dame. Alle sind reizend. Aggressive Patienten haben wir nur wenige. Das liegt auch an unserem geschulten Personal, das auf jedes einzelne Bedürfnis unserer Gäste eingeht.«

Ich war sofort vom Charme der Leiterin betört, denn sie verstand es, mit ihrer Gestik jedes einzelne Wort so zu betonen, als würde man einem leichten, unterhaltsamen Film folgen. Sie verdrehte die Augen, wenn sie von den Leuten im Dorf sprach, sie ahmte das Lachen einer Comicfigur nach, wenn sie von einem Patienten sprach, der immerfort lachte, und sie bewegte sich im Stechschritt, wenn sie von amtlichen Vorgaben sprach. Kurz: Sie gab mir das Gefühl, nicht krank zu sein, sondern Teil einer anderen Welt, die voller Gesten, verstellter Stimmen und verschiedener Grimassen war. Und wenn der Wind in das lange, wellige brünette Haar der Leiterin fasste, so hatte ich das Gefühl, dass alles halb so schlimm war.

»Hat Carlotta Sie schon herumgeführt? Ja? Hat sie bestimmt. Es ist doch wunderschön hier, nicht? Aber, ich muss Ihnen leider sagen ...«

Die Leiterin kam zu mir, suchte mit flinken Augen nach etwaigen Menschen, die sie belauschen könnten, und stellte sich wie eine Vertraute zu mir, bevor sie fortfuhr. »Auch, wenn es von außen nicht so aussieht – wer keinen Schlüssel hat, der kommt hier auch nicht mehr weg. Aber ich bin mir sicher, das verstehen Sie. Wir haben hier schon ein paar ... sagen wir, Auffällige.«

Wieder schnitt sie eine Grimasse, lachte und drehte sich wie ein junges Mädchen. »Wir müssen auf euch aufpassen. Sie werden sehen: das Besteck, die Messer – alles weggeschlossen, die Fenster ausbruchssicher. Doppeltes Glas. Wir wollen, dass es uns allen gut geht.«

Als sie bemerkte, dass ich ein wenig unsicher wurde, wechselte sie wieder die Farbe ihrer Stimme, die mit einem Mal sachlicher klang. »Die Heilstätte ist wie ein geschützter Rahmen, ohne den die Patienten sich selbst oder andere gefährden würden. Aber sie brauchen keine Angst zu haben. Die Heilstätte gibt es seit fast zehn Jahren. Seit 1990. Wir haben nach der Wende gleich zugegriffen und dieses wunderbare Stück Land hier gekauft. Und seitdem hat es keine Auffälligkeiten gegeben. Auch wenn alle aus unterschiedlichen Gründen hierhergekommen sind, suchen sie im Grunde alle Hilfe. Heilung. Viele kommen mit einer akuten Psychose, andere wegen einer schweren Depression oder wegen massiven Drogenkonsums.

Aber auch Manisch-Depressive oder Menschen mit Schizophrenie und Wahnvorstellungen sind unsere Gäste. Manche finden von selbst zu uns, einige bringt die Polizei, andere werden von ihren Familien hier eingewiesen.«

Die Leiterin warf ihre Haare zurück, klatschte in die Hände und salutierte vor Carlotta, die mit ihrem höflichen Lächeln den Ausführungen ihrer Vorgesetzten gefolgt war. »So, aber jetzt: Genug geredet! Carlotta, übernehmen Sie!« Dann verabschiedete sich die Leiterin mit einem »Ciaoiiii« und ging mit fröhlichem Hüftschwung zurück in das Herrenhaus.

»Sie ist sehr ... nett«, sagte ich und sah zu Carlotta und dachte in diesem Moment, dass vielleicht alles gut werden würde.

»Dann wollen wir mal«, sagte Carlotta und hakte sich bei mir ein. »Ich will, dass Sie sich hier wohlfühlen. Für mich ist es auch das erste Mal, aber ich denke, wir beide machen das. Ich bin vom Konzept der Heilstätten überzeugt. Es macht uns am Ende alle zu kompetenteren Menschen.«

Ich lächelte Carlotta an oder versuchte es zumindest. Ich hatte außerhalb der Heilstätten noch nie so viel Aufmerksamkeit und Wärme erfahren.

»Ich weiß, dass Sie unter Wahnvorstellungen leiden, die von einer Epilepsie ausgelöst werden, aber ich werde Ihnen helfen und immer für Sie da sein, wenn Sie sich durch etwas bedroht fühlen.«

Ich nickte und sah mich vorsichtig in der neuen Umgebung um.

»Wollen wir einen kurzen Spaziergang machen, bevor wir zurück aufs Zimmer gehen? Wir werden in der nächsten Zeit viele Spaziergänge unternehmen. Aber davon erzähle ich Ihnen später. Oder ›Mensch ärgere Dich nicht‹ spielen. Oder gemeinsam mit den anderen unsere Mahlzeiten einnehmen. Wir haben hier Regeln, die auf drei Säulen aufbauen. Dem Lernen, dem Sehen und dem Siegen. Was es damit auf sich hat, erkläre ich Ihnen später. Aber zuerst zeige ich Ihnen noch alles.«

»Greta. Ich bin Greta.«

»Ich weiß nicht, ob das gut ist, wenn Wirtinnen und wir ... Ich meine ...«

»Wirtinnen?«

»Carlotta«, rief sie ihren Vornamen aus. »Aber diese Vertraulichkeit bleibt unser Geheimnis«, sagte sie dann und spitzte dabei ihre Lippen, ohne mir zu sagen, warum sie mich eine »Wirtin« genannt hatte.

Ich entschied mich für den angebotenen Spaziergang, und Carlotta begann zu erzählen. Im Jahre 1205 habe an dieser Stelle bereits ein Wasserschloss existiert, das aber um 1265 in ein Jagdschloss umgebaut worden sei, dort seien pompöse Feste gefeiert worden. 1268 habe der damalige Schlossherr seine Residenz und siebzehn weitere Dörfer dem Klarissenorden gestiftet. Mitte des 16. Jahrhunderts sei das Kloster wieder verkauft und zu einem Schloss umgebaut worden. Im Jahre 1722 folgte der nächste Ausbau, wobei das Schloss seinen barocken Charme erhalten habe. Danach habe das Schloss mehrfach die Besitzer gewechselt und sei im Jahre 1945 in ein Feierabendheim umgewandelt worden.

1990, fünfundvierzig Jahre später, hätten die Senioren dann allerdings ausziehen müssen, da auf private Initiative dort eine Nervenheilanstalt errichtet worden sei. Offiziell sei es noch weiter ein Altersheim gewesen, und es seien sogar Feste wie ein Hochzeitsmarkt veranstaltet worden. Nach und nach seien die Alten und die Feste verschwunden, gleichzeitig wurde die Heilstätte zu einem festen Bestandteil der Gegend. Darüber sprechen wolle jedoch niemand.

Vom einstigen Klarissenkloster sei außer der Westwand des Schlosses, an der sich noch ein gotisches Maßwerkfenster befand, nichts mehr erhalten. Und vom Verbleib der einstigen siebzehn Dörfer, die an den Klarissenorden übertragen worden waren, sei auch nichts mehr bekannt.

»Dies war immer schon ein besonderer Ort«, sagte Carlotta. Sie blieb vor der alten Mauer des Schlosses stehen und sah auf das große Fenster, das darin eingelassen war. Es zeigte eine Art Blume, die aus geometrischen Figuren geformt war, die geschickte Steinmetze in filigraner Handarbeit in den Stein geschlagen hatten.

»Hier war das Kloster. Diese Wand ist das Einzige, was noch übrig ist. Wenn die Sonne im Frühjahr tief über der Elbe steht, hat man den Eindruck, noch die alten Fresken erkennen zu kön-

nen. Ich liebe diesen Ort. Er hat mich magisch angezogen. Gleich vom ersten Moment an. Durch dieses Fenster dort haben schon vor vielen hundert Jahren die Nonnen in den Himmel geschaut. Was haben sie gedacht? Was hat sie bedrückt? Hat sie der Blick durch dieses Fenster geheilt?«

Ich suchte auf der Fassade nach alten Fresken, fand aber außer Schatten und Rissen nichts. Carlotta sprach weiter und erzählte, dass sich unter den Schreien der Falken, die hoch über den Hügeln durch die Winde gezogen waren, auch das Klarissenkloster mit dem Wahnsinn befasst hatte. Es hatte sogar historische Berühmtheit erlangt. Denn es hieß, dass die letzte Babenbergerin, Gertrud von Babenberg, im Jahre 1288 hier am Wahnsinn gestorben sei. Carlotta erzählte mir, dass die Babenbergerin in der größten Schlacht des Mittelalters in Dürnkrut im heutigen Niederösterreich gegen die Habsburger gekämpft hatte. Allein. Gegen die größten Armeen der Welt. Ihr Schicksal war stark mit dem Schicksal Österreichs verknüpft gewesen. Durch ihren Tod seien die Habsburger an die Macht gelangt, deren Herrschaft siebenhundert Jahre angehalten habe und nur durch die Wirren des Ersten Weltkriegs fortgespült worden sei.

Vor meiner Ankunft hatte ich noch nie von dieser geheimnisvollen Babenbergerin gehört. Sie war aber anscheinend das genaue Gegenteil von mir gewesen. Sie war eine Monarchin gewesen, stark, selbstbewusst und mutig. Ich hingegen war eine Bäuerin, unnützlich, schwach und feige. Und doch verband uns an diesem Ort etwas – der Wahnsinn –, dachte ich und starrte auf die steinerne Blume, die ich auf dem Fenster immer deutlicher erkannte.

»Diese Babenbergerin. Woran hat sie gelitten? Weiß man das?«, fragte ich Carlotta, die wie ich auf die Blume aus Stein blickte.

»Es soll hier ein Archiv geben. Wenn es Sie – dich – interessiert, kann ich sicher einiges über diese Zeit in Erfahrung bringen. Doch soweit ich weiß, hat die Babenbergerin geglaubt, dass sie die Welt in den Abgrund reißen würde ...«

Ich erstarrte. Die Welt in den Abgrund reißen?

»Ich weiß nicht viel darüber. Die Leiterin hat mir bei meinem Bewerbungsgespräch davon erzählt. Ich weiß nicht mehr

genau, wie sie es genannt hat ... Sie hatte eine eigene Form der Epilepsie, den ›krummen Ton‹ oder so ähnlich ... Mehr weiß ich leider nicht.«

»Den krummen Ton?«, fragte ich Carlotta, und mit einem Mal fühlte es sich an, als würde ich meine Zunge in Hafer tauchen.

Als Carlotta mich ansah, spürte ich, dass sie innerlich auf Distanz zu mir ging.

»Hatte sie auch die Bilder von Medora im Kopf? Diese Stimme, die ihr immer und immer wieder sagte, sie habe die große Krankheit in die Welt gebracht?«, fragte ich so leise, so zitternd, so unhörbar, dass Carlotta mich unmöglich verstehen konnte.

»Wir sollten jetzt zurückgehen. Dann verrate ich dir noch mehr über unseren Tagesablauf. Über das Sehen und Lernen. Über das Siegen will unsere Leiterin heute Abend selbst einige Worte verlieren. Sie passt das Siegen immer an. Verfeinert es. Du hast Glück: Sie wird uns heute eine neue, verbesserte Therapie vorstellen«, sagte Carlotta und fuhr sich mit der Hand durch die Haare, als wollte sie sie hochstecken.

»Wir alle besitzen Fähigkeiten, die uns stark machen.« Wir hatten uns damals vor der Westwand der Schlosskirche versammelt und folgten den Worten der Leiterin. Ich fühlte mich wie eine neu einberufene Soldatin, als wäre ich auserwählt gewesen, in einen Kampf zu ziehen. Wenn ich mich allerdings umsah und in all die verwirrten, leeren, verlorenen Gesichter der Menschen blickte, die vor der Leiterin standen, wusste ich, dass wir keine Soldaten waren.

»Selbstbewusstsein braucht Stärke. Selbstbewusstsein muss Schwäche akzeptieren sowie Stärke erkennen und aufbauen. Jeder von uns hat eine Stärke. Und ich meine damit keine im Geiste. Auch keine der Seele. Dafür ist das Sehen da – und das Lernen. Ich meine den Körper. Das Siegen soll diese Stärke in unserem Körper finden und zur Geltung bringen.«

»Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist!«, rief Walter plötzlich, der Mann mit der Wolldecke, und unterbrach damit die Leiterin. Sie klatschte darauf in die Hände, beugte sich übertrieben nach hinten und ging fröhlich, fast

hüpfend zu Walter, der sich sogleich für seine vorlauten Worte schämte und seinen Kopf zurückzog.

»Was ist Ihre Stärke?«, fragte ihn die Leiterin.

»Meine Mutter. Sie ist aus Österreich. Ich bin eigentlich aus Italien ...«

»Und Ihr Großvater hat gegen uns Deutsche gekämpft?«

Die Leiterin fasste Walters Hand und führte sie zu ihrem Mund. Dann deutete sie einen Handkuss an und machte einen Knicks vor dem Mann.

»Und dafür bedanke ich mich, dass uns Ihr Großvater von der Tyrannei befreit hat. Das war seine Stärke. Was ist Ihre?«

Ein Raunen ging durch die Reihen vor der Mauer. Und ich spürte, wie jeder in sich kramte und sich dieselbe Frage stellte wie Walter, der leise begann, nach Hilfe zu rufen.

»Ich liebe den Tanz!«, rief Marie und trat mit einer sanften Bewegung nach vorn.

»Den Tanz«, sagte die Leiterin und klatschte in die Hände und sprang in einem Dreiviertelrhythmus zur schüchternen Frau mit den langen grauen Haaren.

»Es gibt eine Kampfkunst, in welcher der Körper den Fluss der Bewegungen nachahmt. Wie bei einem Tanz. Tanzen wie eine Kriegerin: Ist das Ihre Stärke, Frau Marie?«

Frau Marie stand wie erstarrt vor der Leiterin und nickte, und ich sah, wie eine Träne über ihre Wange floss.

»Das Schießen. Ich habe als Kind mit einem Bogen geschossen«, rief plötzlich Walter und trat wieder aus der Reihe.

»Ihre Stärke ist also, den Fokus auf das Wesentliche zu lenken. Sie treffen den Stein, der alles ins Rollen bringt und die stärkste Armee unter sich begräbt.«

»Wie mein Großvater, ja, das ist meine Stärke.«

»Und Sie, Greta? Die anderen sind schon viel länger hier und konnten sich schon an alles gewöhnen. Deshalb fällt es ihnen auch leichter, ihre Stärken zu nennen. Aber dennoch, auch wenn es Ihr erster Tag ist: Was ist Ihre Stärke, die Sie über all Ihre Schwächen hinweghebt?«

Ich bin wertlos. Eine Weggeworfene. Eine Krumme. Ich habe keine Stärke.

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte ich leise und blickte

zu Boden. Meine Schuhe waren voller Erde. Es war mir nicht gelungen, sie vollständig zu reinigen.

»Sie sehen zu Boden, auf den Schmutz Ihrer Füße. Vielleicht sollten Sie lieber nach oben blicken. Als Sie dort gelegen haben, tief unten in diesem Erdloch Ihrer Kindheit und Jugend: Was war dort oben, was Ihnen Kraft gegeben hat?«

Ich schloss die Augen. Das Erdloch. Natürlich. Sie kannte meine Geschichte. Sie wusste alles. Ich konnte nichts vor ihr verbergen.

»Ein Falke. Er war oben. Er hat auf mich aufgepasst.«

»Falken sind Jäger. Sie stehen dort oben und fallen auf die Erde, so schnell wie kein anderes Tier auf dieser Welt. Sie sind Ihre Stärke. Die Falken, die Verbindung zu Ihnen. Ihre Waffen. Trainieren Sie sie.«

Falken. Ich dachte an früher. An meine langen, immer wiederkehrenden Blicke in den Himmel. Die Falken über mir: Sie hatten über mich gewacht. Hatten mir Halt gegeben. Und jetzt? Ich hob den Kopf und sah in den Abendhimmel. Es roch nach feuchtem Herbstlaub. Ich glaubte, über mir einen Falken entdeckt zu haben. Er flog auf den Schlossturm. Ein Weibchen. Es versorgte in einem verborgenen Nest seine Jungen. Mein Blick fiel tiefer, auf die Westwand, die Steinblume, die verschwundenen Fresken. Meine Vertrauten und ich warfen durch das Licht des Schlosshofes Schatten auf die alte Wand.

Dann sah ich sie. Ihren Schatten. Aber sie war kleiner. Bewegte sich anders als die Leute in der Heilstätte. Mein Körper begann zu zittern. Es war *sie*. Sie war wieder hier. Medora. Ich erkannte sie an ihren kleinen Schritten. Das Bild aus meinem Kopf: Es war wieder hier, und ich hörte sie sprechen. Sie sprach in ihrer Sprache. Der Sprache des Mittelalters.

Du wirst die große Krankheit bringen wie sie. Du wirst es nicht aufhalten können – so, wie sie einst die Pest nicht aufhalten konnte.

Ich fuhr herum. Die Leiterin hatte mir die Hand auf die Schulter gelegt.

»Die Pest? Mit wem sprechen Sie? Ist sie da? Ihre Halluzination?«

Ich schüttelte den Kopf, suchte den Boden.

»Der Schriftsteller Albert Camus sagte einst: »Die einzige Art, gegen die Pest zu kämpfen, ist die Ehrlichkeit.« Denken Sie darüber nach!«

Meine Welt begann, sich zu drehen. Der Falke verließ den Turm. Ich fand Carlottas Hand. Sie war warm.

»Es wird langsam Zeit für das Bett.«

»Es ist meine Schuld.«

»Das ist es nicht.«

»Doch. Das ist es. Das war es immer.«

DIE KRANKHEIT, SIE ERHEBT SICH

Es war ein viel zu warmer Oktobermorgen. Nebel hing zwischen den wuchtigen Eichen vor meiner Terrasse. Ein Schwarm früher Gänse zog über den feuchten Himmel. Ich war wie jeden Tag sehr zeitig aufgestanden, jetzt saß ich mit meiner hellgrauen Wolldecke auf einem weißen Klappstuhl und wartete auf den Sonnenaufgang. Ich sah auf meine zitternden Hände. Sie waren alt geworden. Meine Gedanken und Erinnerungen hatten meinen Körper verändert. Sie hatten ihn zu einer zitternden Hülle gemacht, unter der ein wütender Sturm tobte, der nicht zur Ruhe kam und mich mit seinen strengen Böen immer wieder auf dem Boden krümmte.

Der entschlossene Flügelschlag eines Falken erschreckte mich. Ich folgte ihm mit meinen Blicken, wie er über den französischen Park hinauf zum Gartenhaus flog. Ich hielt den Atem an. Stand dort oben jemand? Eine Pflegerin mit ihrer Patientin? Um diese Uhrzeit? In den vielen Jahren, in denen ich hier lebte, begann das Sehen nie in den Morgenstunden. Die Amsel wagte sich mit drei leisen Tönen aus der Stille, und ich blies die Luft aus meiner Lunge. *Doch! Dort oben steht jemand.* Es war sie. Ich war mir sicher.

Ich erhob mich und ging zum Terrassengeländer aus mattem, geschwungenem Schmiedeeisen. Vorsichtig beugte ich mich vor und trat dabei auf die wackelige Steinplatte. Ich biss die Lippen zusammen, da ich nicht wollte, dass jemand meine Neugier ent-

larvte. Ich sah zu dem zweistöckigen Gebäude, das oberhalb von vier Stufenterrassen lag. Die Reste des Nachtnebels zogen darüber hinweg. Es war tatsächlich sie. Ich erkannte sie an ihrem luftigen, faltigen Rock mit den großen Schmetterlingen und Vögeln und ihren Stöckelschuhen aus blauem Leder mit Blumenmuster und einer kleinen roten Rose an der Schnalle. Sie hatte sie getragen, als ich sie zum ersten Mal getroffen und sie sich mir persönlich vorgestellt hatte.

Ich wollte ihr zurufen und ihr mit einem ausgestreckten Arm zuwinken. Aber ich hatte Angst, dass mich eine der Pflegerinnen sehen konnte, wie ich wie eine Verrückte mit meinem blassen Arm hin- und herwedelte. Das Gefühl in meinem Magen riet mir, dass ich sehr leise sein, mich wieder zurück auf meinen Stuhl setzen und warten sollte. Warten auf den Aufgang der Sonne. Wie jeden Tag. Jahr für Jahr.

Ich setzte mich auf meinen Platz zurück und faltete meine Hände. Doch meine Neugier kitzelte mich, also streckte ich, so gut ich konnte, den Hals durch das Terrassengeländer in Richtung des Gartenhauses. Sie musste wie alle anderen über den Pfad im Wald gelaufen sein, um zum Haus zu gelangen. Wäre sie über den sauber geschnittenen Park gekommen, hätte ich sie bemerkt.

Von hier sahen die Stufenterrassen aus wie eine Pyramide, auf deren Gipfel sie jetzt stand. Leiser Wind griff vom Wald her nach ihrem Rock und ließ die Schmetterlinge auf ihm tanzen. Eine Schwere verengte meine Brust, als ich erkannte, dass sie mit jemandem sprach. Sie schien wütend zu sein und fuchtelte mit ihren Armen. Ich streckte meinen Hals noch weiter vor, um zu erkennen, mit wem sie im Streit lag. Ich erkannte den Schatten einer Person, die sich über die Wand des Gartenhauses legte. Es war ein Mann. Ein großer, vielleicht alter Mann.

Ich hielt den Atem an. Konnte ich etwas hören? Ja: ihre Stimme. Sie war lauter. Und tatsächlich die eines Mannes. Sie schrie, und er – mir stockte der Atem – stieß sie mit einem Mal so kräftig von sich, dass sie auf den Rücken fiel. Ich wollte ihr schon zu Hilfe eilen, aber bevor ich mich's versah, stand sie wieder auf den Beinen, und der Mann schien verschwunden zu sein. Während sie mit einer Hand ihr Kleid säuberte, bemerkte

ich, wie sie darum kämpfte, ihre Fassung zurückzugewinnen. Und da: Sah sie zu mir? Hatte sie mich entdeckt?

Ich zog den Kopf zurück und richtete meinen Blick wieder brav zu Boden. Es tat mir leid, ich hatte sie nicht beobachten wollen. Ich dachte, ich wollte ...

Schritte. Sie kam vom Hügel herunter. Auf mich zu. Vorsichtig schielte ich nach vorn. Konnte ich jetzt noch zurück in mein Zimmer? Sie würde es bemerken, sie würde den Schatten auf der Terrasse sehen. Nein, ich musste sitzen bleiben und auf die Sonne warten. Wie jeden Tag. Jahr für Jahr. Ich schloss die Augen. Ihre Schritte. Ihr Atem. Ihr Husten. Sie hustete? Ich riss die Augen auf. Mein Herz schlug wie wild. War sie krank?

»Du hast sie gesehen?«, fragte Carlotta und zog die Woldecke über meine Schulter, damit mich der heimtückische Oktoberwind nicht erkälten würde.

Ich schwieg und blickte ertappt zu Boden. Ich hatte Angst davor, Menschen in die Augen zu sehen. Ich blickte immer auf den Mund, wie er sich bewegte, aber in die Augen zu sehen, wagte ich nicht. Ich wollte weder in mein Gegenüber eindringen noch ihr oder ihm das Gefühl geben, von mir angestarrt zu werden wie von einer Schlange, die jeden Moment angreifen konnte.

»Weißt du, ob es ihr gut geht?«

»Wieso soll es ihr nicht gut gehen?«

Sollte ich Carlotta erzählen, dass ich sie husten gehört hatte? Oder von dem Streit?

»Unsere Leiterin ist eine starke Frau. Wir müssen uns nicht um sie sorgen.«

»Aber wenn sie morgen nicht mehr kommt, was soll dann aus uns werden?«, fragte ich Carlotta und ertappte mich dabei, dass ich kurz meinen Blick hob, als wollte ich nach ihr greifen wie eine Ertrinkende.

»Sieh dir unsere Falken an! Wir verhauben sie, damit sie glauben, es wäre Nacht. Unsere Falkner tauchen sie in eine dunkle Umgebung. Da Falken Taggreifvögel sind, gehen sie nicht auf die Jagd, solange sie die Haube tragen. Sie sind ruhig. Wie wir. Und unsere Leiterin ist wie die Haube. Wenn sie plötzlich weg wäre, müssten wir alle auf die Jagd gehen. Denn plötzlich würde

der Tag anbrechen. Doch dazu wird es nie kommen. Aber du weißt das doch alles besser als ich.«

»Auf uns allein gestellt? Lässt du mich allein?« Ich suchte nach ihrer Hand.

»Hab keine Angst, ich denke, das war auch kein gutes Beispiel.«

Ich spürte, dass Carlotta lächelte, und meine Schultern gaben sich genussvoll ihren knetenden Fingern hin.

»Ich könnte das nicht. Allein zurechtkommen. Ich bin nicht mutig«, sagte ich und klang dabei wie ein schüchternes Kind, das mit fast fünfzig Jahren immer noch zur Schule ging.

»Aber wenn sie nicht wiederkommt: Wer übernimmt dann die Leitung?«

Ich fuhr zu meiner Pflegerin herum und suchte in ihren dunklen Augen nach Schutz. Dabei fiel mir auf, dass sie ihre schwarzen Haare diesmal nicht hochgesteckt hatte, weshalb sie ihr ins Gesicht hingen. Vermutlich war auch sie früher aufgewacht, vermutlich hatte auch sie gespürt, dass etwas anders war.

»Mach dir keine Sorgen! Sie ist gesund, und alles ist gut.«

Ich blickte zum Gartenhaus. Es war verlassen. Nur der Waldwind schlich noch um das alte Gemäuer. Mit zugeschnürtem Hals drehte ich mich zu Carlotta und fasste ihren Oberarm. »Und du versprichst mir, dass sie nicht krank ist und ... Hast du den Mann da oben auch gesehen? Er hat sie gestoßen. Ich dachte für einen Moment, dass er sie ...«

Ich legte mir die Hand vor den Mund, da ich das Beobachtete für mich behalten wollte.

Carlotta strich über meinen Kopf. »Alles ist gut. Es ist jetzt Zeit für deine Dusche und das Lernen.«

Ich sah empor zum Falken, der wie ein Bote vom Gartenhaus wieder zu uns herüberflog. Er hatte keine Haube auf. Er war keiner von uns.

»Sie hatte dasselbe Kleid an wie vor zwanzig Jahren. Ich bin mir sicher, es war dasselbe. Ich habe es an den Schmetterlingen erkannt. Sie hat es wieder angezogen, als hätte sie etwas Großes vor.«

»Du musst dich jetzt fertig machen für das Lernen. Wir können später noch darüber reden.«

Wir gingen zurück auf mein Zimmer. Ich hatte das Glück, einen direkten Zugang zur Terrasse zu haben. Carlotta schloss hinter mir die Tür und sah beim Eintreten die losen Zeitungsblätter auf dem Boden. Sie hob sie auf und warf einen kurzen Blick auf das, was dort geschrieben stand.

*... Es ist wie eine große, stille Krankheit, bei der man zu-
sehen kann, wie die Tiere qualvoll um die letzten Atemzüge
kämpfen, als wäre deren Zahl begrenzt ...*

Ich bemerkte die Falte auf ihrer Stirn. Aber sie schüttelte nur kurz den Kopf und strich mit Zeigefinger und Daumen kräftig über den Falz, bevor sie die Zeitung zu den anderen auf den Stapel legte. Er reichte bis zur Decke.

»Wir müssen hier mal Ordnung machen«, sagte Carlotta und blickte auf die anderen Türme aus alten, staubigen Zeitschriften, vergilbten Büchern und zerknitterten Manuskripten. Vor dem quadratischen Fenster, das wie eine Schießscharte in die alten Mauern geschlagen worden war, stand mein kleiner Schreibtisch aus gehärtetem Eichenholz. Ich hatte mir immer vorgenommen, ihn aufzuräumen, aber die Abschriften hielten mich die ganze Nacht wach, weshalb ich einfach keine Zeit dafür fand.

Ich hatte die Erlaubnis erhalten, meine Bilder neben dem Fenster anzubringen. Ich brauchte sie. Für meine Arbeit. Manche waren gerahmt, manche hatte ich aus Zeitschriften ausgeschnitten, manche herausgerissen, manche hatte ich selbst gezeichnet. Ich kannte jedes einzelne. Sie hatten sich in den vielen Jahren in mein Gedächtnis gebrannt. Ich hatte sie nie gezählt, aber es waren sicher hundert. Vielleicht zweihundert. Vielleicht mehr. Die meisten zeigten sie, die alte Babenbergerin. Manche Bilder hatte ich mit einem Stift markiert, hatte im dunklen Hintergrund Gesichter umkreist, die ich darin erkennen wollte. Unter manche hatte ich Notizen geschrieben. Und wenn der Platz nicht gereicht hatte, hatte ich weitergeschrieben bis auf die Wand. Aber ich besaß auch andere Bilder. Bilder von Rittern, von Königen. Sie lagen in den Schubladen.

Wenn Carlotta mich beobachtete, wie ich die Geschichte der

alten Babenbergerin niederschrieb, verglich sie mich mit einem Mönch, der gebückt und weltvergessen im kalten Schatten seiner Klostermauern kauerte und mit seinem Griffel akribische schwarze Linien in ein aus Schafsfleder gegerbtes Pergament kratzte. Mein Blick fiel auf ein Bild, das ich aus einem alten Geschichtsbuch hatte kopieren lassen. Es zeigte den Onkel der alten Babenbergerin, Herzog Friedrich II. von Österreich aus dem 13. Jahrhundert. Er hatte sich auf seiner Burg in Wien mit ausgestopften Tieren umgeben. Sie waren in dem schattigen bemalten Hintergrund des Bildes kaum zu erkennen. Aber ich sah sie. Ich sah sie alle. Auch die Hirsche hinter dem Schatten. Sie waren weiß. Daran hatte ich keine Zweifel.

»Ist alles gut?« Carlotta stellte sich hinter mich und strich mit dem Handrücken über meine Wange. Ich nickte und suchte zitternd ihren Blick. Sie sah müde aus. So wie ich.

»Jetzt noch duschen und dann geht's zum Frühstück, ja? Du musst weniger arbeiten. Du brauchst den Schlaf.«

»Ich muss noch schreiben«, sagte ich, löste mich von den Bildern und begann, meine bis an den Rand vollgeschriebenen Blätter zu ordnen.

»Es ist gut, wenn es dir hilft. Aber du musst achtgeben, dass du dich darin nicht verlierst.«

»*Qui scribere nescit, nullum putat esse laborem. Tres digiti scribunt. Duo oculi vident. Una lingua loquitur. Totum corpus laborat.* Wer nicht schreiben kann, denkt, das sei keine Arbeit. Drei Finger schreiben. Zwei Augen sehen. Eine Zunge spricht. Der ganze Körper arbeitet.«

Ich hatte in der Zeit, in der ich mich mit dem Leben der Gertrud von Babenberg beschäftigte, ein wenig Latein gelernt, um die Geheimnisse besser deuten zu können. Aber bisher war mein Wissen vergeblich.

»Ich mache mir Sorgen um dich. Medora, ist sie da?«

Ich kippte den Kopf zur Seite. Blickte zu Boden. Ich fühlte mich unwohl, wenn ich über sie sprach. Sie war der Beweis, dass ich verrückt war, dass mit mir etwas nicht stimmte, dass ich nach all den Jahren noch immer die Krumme war.

»War sie gestern da?«

Ich nickte.

»Willst du beim Sehen darüber reden? Willst du mir erzählen, was du gesehen hast?«

»Ich war weit weg, auf Bergen, mit ihr und anderen. Wir haben gegen Wölfe gekämpft, und da waren Menschen, so viele, ein dunkles Volk, es füllte die Täler und sah zu uns herauf ...« Eine Träne lief über meine Wange.

»Wer waren die anderen?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte ich.

Carlotta stand auf und ging ans Fenster. In der doppelten Verglasung spiegelte sich ihr Gesicht. Das bruchfeste Glas war sicherer als die Gitterstäbe von früher.

»Ich glaube, sie kommt. Die große Krankheit. Ich habe sie geholt. Die Gipfel, die Hirsche und Wölfe, diese vielen Menschen und dann diese Brände überall.«

»Das alles geschieht nur in deinem Kopf. Da sind diese schrecklichen Brände, ja, aber es gibt keine große Krankheit.«

»Es beginnt immer gleich. Zuerst Husten. Dann das Blut. Und mit dem Fieber kommt die Atemnot. Als hätte jemand die Zahl der Luftzüge begrenzt«, flüsterte ich, als wollte ich Carlotta damit überzeugen. Aber es gelang mir nicht. Ebenso wenig wie all die Jahre zuvor.

»Es ist meine Schuld.«

»Das ist es nicht.«

»Doch. Das ist es. Das war es immer.«

»Wenn du uns mit der großen Krankheit anstecken könntest, dann müssten wir doch auch längst krank sein, oder?«, sagte Carlotta und verfiel dann in Schweigen. Mit einem lauten Klacken der alten Türklinke öffnete sie das kleine Bad und legte ein weißes Frotteehandtuch auf einen Hocker aus schwarzem Rattan. Sie strich mit der flachen Hand über die Oberfläche des Handtuches und platzierte eine kleine blaue Seife in Form einer Blume darauf, bevor sie das Wasser aus der Dusche ließ. Ich liebte das warme Rauschen. Den Duft der Seife. Die Brause war in die Decke eingelassen, damit ich mich nicht daran erhängen konnte.

Ich wickelte mich aus meiner grauen Decke und ging ins Bad. Während ich mich auszog, suchte ich im Badezimmer-spiegel nach Carlotta. Sie verschwand immer mehr im Dampf

des warmen Wassers, aber ich konnte noch erkennen, wie sie die Zeitung, die sie vom Boden gehoben und zusammengefaltet hatte, in die Hand nahm und sie dann achtlos hinwarf, bevor sie die Wolldecke auf mein Stahlrohrbett legte.

Als die Wasserfäden über meinen Kopf fielen, sah ich wieder durch das kleine Fenster nach draußen. Die aufgehende Sonne legte die Grabstätten der Anstalt in ein feurig rotes Licht. Ich schloss die Augen. Das Wasser prickelte auf meiner Kopfhaut und floss durch meine Gedanken.

Womöglich war niemand krank. Auch nicht unsere Leiterin. Hätte doch nur jemand gesehen, was ich gesehen hatte: den Streit mit dem Mann und das Husten! Sie hatte gehustet, da war ich mir sicher.

Frau Klara, natürlich! Sie hätte sehen müssen, was dort oben im Gartenhaus passiert war. Sie hätte den Mann, der mit der Leiterin gestritten hatte, sehen müssen. Ich setzte mich an meinen Tisch und säuberte an der rot-weiß karierten Tischdecke meine Hände, bevor ich die Gabel und das Messer aus Plastik in die Hände nahm, um das Spiegelei, das auf dem Teller lag, in zwei Teile zu schneiden.

Herr Walter saß mir gegenüber und starrte mich erwartungsvoll an. »Meine Mutter, weißt du, die kommt aus Österreich. Ich bin eigentlich aus Italien. Mein Großvater hat dort gekämpft. Gegen die Deutschen.« Dann blickte er sich verstohlen um, als hätte er Angst, dass ihm bei den Worten »die Deutschen« Konsequenzen drohten.

»Hast du Klara gesehen?«

»Klara. Sie hat auch jemanden in Österreich.«

Ich sah auf den Platz neben Walter. Er war leer. Die Frau, die jeden Tag oben beim Gartenhaus an der Tür stand, fehlte.

»Sie fühlt sich nicht gut«, sagte Marie und sah mich mit einem breiten Lächeln an.

»Bitte um Ruhe. Bereitet euch auf das Lernen vor!«, rief einer der Aufseher. Er hatte die Arme auf dem Rücken gekreuzt und ging zwischen den Tischen auf und ab. Im Speisesaal fanden hundert Menschen Platz. Doch auch wenn alle hier waren, war es meist so still, dass man gehört hätte, wenn ein Plastikmesser

zu Boden fiel. Carlotta stand mit ihrer gelben Dienstkleidung hinter mir. Sie berührte meinen Rücken, um mich aufzufordern, meine Unterhaltung einzustellen oder zumindest leiser zu reden. Ich nickte kaum sichtbar und suchte mit meinen Blicken nach Marie, die neben mir mit dem Eigelb Kreise malte.

»Was hat sie? Klara. Ist sie krank? Hat sie Husten?«

Carlottas Finger bohrte sich immer tiefer in meinen Rücken. Wieder nickte ich und blickte zu den Ärzten, die an der Eingangstür des Speisesaals miteinander sprachen. Sie wirkten aufgeregter als sonst. Etwas war anders. Bestimmt machten sie sich Sorgen um die Leiterin. Sie wussten etwas.

Die Uhr schlug. Acht Uhr. Zeit für das Lernen. Alle Patienten standen gleichzeitig auf, und die Pfleger, die hinter ihnen standen, legten einem unsichtbaren Zeichen folgend ihre rechte Hand auf die Schulter ihrer Wirte.

Wir waren ihre Wirte und sie unsere Diener, denn nach der Überzeugung der Leiterin der Heilstätte musste das gewöhnliche Bild des Kranken, der von einem Pfleger betreut wurde, gedreht werden. Da unsere Welt verdreht war, müsste man sie nur wieder zurechtrücken, um wieder den Normalzustand herzustellen. Also sollten nicht die Kranken von den Gesunden lernen, wie man die Klarheit in seinen Gedanken wiederherstellte, sondern die Gesunden sollten von den Kranken lernen, wie diese dachten. Dadurch entstand ein gemeinsames Verständnis, das vom Bild des Kranken bestimmt wurde und nicht von dem der gesunden Menschen. Dabei war es wichtig, dass in der Zeit des Lernens nicht gesprochen wurde. Es ging darum, die Klarheit zurück in das Denken zu bringen. Erst wenn diese Klarheit bestand, konnte man mit der eigentlichen Behandlung beginnen. Carlotta hatte mir das damals so erklärt, dass das Lernen ähnlich war wie Meditieren. Nur dass man dabei nicht allein auf dem Boden saß, sondern gemeinsam mit den anderen Wirten. Dahinter standen unsere Diener und versuchten, ebenfalls in absoluter Stille in unsere Welt vorzudringen.

In einer langen, schweigenden Schlange gingen wir zur Schlosskirche, wo wir uns in zehn Zehnerreihen auf unsere Kissen vor dem Altar knieten. Ich erinnerte mich noch an das erste Mal, als ich die Anwesenheit Gottes in der Kirche so stark

gespürt hatte, dass ich mich übergeben musste. Mein Verhältnis zu Gott war seit meiner Kindheit und Jugend gestört, und ich hatte Mühe, das Kreuz anzusehen. Ich wusste noch, dass ich die Nächte durchgeweint hatte, und glaubte, auch geschrien zu haben. Dann aber, als eines Tages alle Kreuze entfernt worden waren, war es besser geworden. Ich hatte gespürt, dass nicht nur ich erleichtert gewesen war, dass Gott diesen Raum verlassen hatte. Mit einem Mal waren auch die Gesichter der anderen Wirte weicher.

»Zuerst stirbt Gott, dann stirbt der Mensch.« Es war die verspielte Stimme der Leiterin, die damals plötzlich hinter mir aufgetaucht war und mir liebevoll diese Worte ins Ohr geflüstert hatte. »Jetzt ist alles gut. Er beobachtet dich nicht mehr. Niemand beobachtet dich jetzt noch. Du kannst loslassen.« Dann hatte sie mir über die Wange gestrichen, und ich – daran erinnerte ich mich noch immer genau – hatte sie dankbar angelächelt.

Das Lernen dauerte stets von zehn bis zwölf Uhr. In diesen zwei Stunden leerten wir unsere Köpfe und versanken in einer stillen Welt. Hinter uns legten unsere Diener die Hände auf unsere Schultern und glichen ihren Atem an unseren an. War es in den ersten Monaten schwer gewesen, Stille zu finden, da immer wieder ein vereinzelt Lachen oder Kreischen oder sogar ein Erbrechen unsere Andacht gestört hatte, so war es mit der Zeit immer besser gelungen. Ich war überrascht gewesen, wie einfach mir das Lernen fiel. Vielleicht lag es daran, dass ich Stille gewohnt war. Immerhin hatte ich Stunden, Tage und Wochen in der Stille eines Erdloches zugebracht.

Nach dem Lernen gingen wir zurück in den Speisesaal, wo wir nach einem festgelegten Speiseplan wieder schweig- und achtsam unsere Teller leer aßen. Ich liebte den Donnerstag, denn dann gab es immer Erbsensuppe mit Thunfisch. Wieder war Klaras Platz leer.

Um dreizehn Uhr begann das Sehen. Oder wie Carlotta es nannte: das Umherwandern. Es gab so viele wunderbare Wege am Seußlitzer Grund. Die Wege führten durch die Wälder, aus denen Schatten rieselten und Wasser flüsterte. Oder sie schlichen über satte Felder mit weitem Blick und hinauf zu kleinen Hügeln, die nach Wein rochen und geschützt waren mit Dächern

aus Blättern. Hätte man diese Wege von oben gesehen, vom Himmel, von dort, wo der Mond in der Nacht auf alles herabschaute, dann hätte man ein verspieltes Labyrinth gesehen, das sich im Seußlitzer Grund verbarg wie ein Geheimnis. Und auch wenn es seltsam klang, dachte ich, dass sich in diesen vielen Jahren des Umherwanderns die Wege verändert hatten. Wie eine verschlungene Welt, die immer mehr Weg gebar.

»Umherwandern heißt sehen. Achtsam wahrnehmen. Die Sprache ist beim Flanieren eine andere. Ebenso wie unsere Gedanken. Und unser Atem. Heilung ist ohne das Sehen nicht denkbar«, hatte mir Carlotta erzählt, als wir zum ersten Mal oben auf dem Gartenhaus gestanden und über das ganze Land gesehen hatten wie ein heimlicher Herrscher über seine Ländereien, die im Gold der Sonne funkelten.

Ich hatte immer das Gefühl, dass Carlotta mit dem Sehen einen anderen Plan verfolgte. Als hätte sie mich beobachtet, wenn ich in die Ferne blickte oder in die Wälder. Als hätte sie erwartet, dass die Bilder in meinem Kopf sich hier auf den Wegen zeigten und sie daraus einen tiefen Blick in meine wahre Seele erhielt. Aber ich wollte das nicht. Niemand durfte in meine Seele blicken. Es gab dort nach dem Tod meiner beiden Kinder auch nichts mehr zu sehen. Carlotta war all die Jahre immer so behutsam gewesen. Sie hatte sich wie ein sanfter Frühlingswind an den Ort meiner größten Wunde herangetastet und mir von dem Duft des Grases und den Gesängen der Bienen erzählt, bevor sie mit einer winzigen Frage, oft nur einem Wort oder einer Geste, ein Seil in meine Dunkelheit geworfen hatte.

»Diese wunderbare Welt der Natur: wie alles funktioniert, ineinanderpasst! Das Schöne, das Zauberhafte, das sich immer wieder neu Erschaffende, das Leben ... das Sterben.«

Das Sterben.

Es beginnt immer gleich. Zuerst Husten. Dann das Blut. Und mit dem Fieber kommt die Atemnot. Als hätte jemand die Zahl der Luftzüge begrenzt.

»Du bist nicht schuld. Sie waren krank«, hatte Carlotta einmal gesagt.

Und ich hatte geschwiegen. Ich war schuld. Es war meine

Schuld. Ich hatte ihnen die Krankheit gebracht, ich hatte der Welt die Krankheit gebracht, die große Krankheit.

In der Ferne schlugen Glocken. Es war sechzehn Uhr.

»Zuerst stirbt Gott, dann stirbt der Mensch«, antwortete ich meiner Dienerin, die mit der Hand eine Mücke aus ihrem Gesicht wedelte.

»Warum sagst du das?«

»*Sie* hat das gesagt, als sie die Kreuze entfernen ließ«, sagte ich und ging zurück zum Schloss, da nach dem Abendessen das Siegen auf uns wartete.

Ich weiß nicht, woher das Geschrei kam, aber als ich mit Carlotta den Hof betrat, stand Walter mit gezücktem Bogen vor seinem Diener. Der Pfeil war mit einer stumpfen Spitze ausgestattet und sah aus, als hätte man ihn in einem Spielwarenladen erstanden. Doch für Walter war dieser Bogen eine tödliche Waffe, die er auf seinen Diener richtete. Der stand mit erhobenen Händen vor ihm.

»Ich will sofort zu ihr!«, schrie Walter.

Carlotta fasste von hinten meine Hand und flüsterte mir ins Ohr: »Seine Mutter ist gestorben.«

»Und warum lassen sie ihn dann nicht zu ihr?«

»Das geht nur in Ausnahmefällen.«

Walter spannte den Spielzeugbogen so weit, dass das dünne Holz durchzubrechen drohte.

»Wo ist sie? Die Leiterin. Ich habe sie doch heute hier gesehen. Sie würde es mir erlauben. Lasst mich gehen!«

Sie ist krank, Walter. Auch Klara ist krank. Wir alle werden bald krank sein.

»Senken Sie Ihre Waffe, Wirt Walter!«, sagte eine strenge Frauenstimme aus einem der vielen Lautsprecher, die überall in der Heilstätte auf uns gerichtet waren.

»Wo ist sie?«

Walters Diener griff langsam nach hinten und holte einen echten Bogen hervor. Er hatte über die Jahre immer mit seinem Patienten das Bogenschießen trainiert. Nun spannte er den Bogen, und mit dem scharfen Zerren der Sehne schlich eine schreckliche Stille über die Heilstätte. Der Diener zielte mit seinem Pfeil

direkt auf den Kopf von Walter, der ihm gegenüberstand mit seiner kleinen Spielzeugwaffe.

»Hört auf!«, schrie ich plötzlich und erschrak vor meinen eigenen Worten.

Walter nutzte die Verwirrung und schoss seinen stumpfen Pfeil gegen die Brust seines Pflegers, der an der gelben Dienstkleidung abprallte wie ein geworfenes Stöckchen.

Doch plötzlich löste sich die Spannung. Aus Walters Hand fiel der Brief, der alles ausgelöst hatte. Er bückte sich heulend, hob den Umschlag wieder auf und streckte ihn seinem Diener entgegen. Dieser senkte seinen Bogen und nahm den Brief.

»Woher hast du den?«, fragte er Walter, der wieder begann, nach Hilfe zu rufen.

»Du hast ihn gestohlen! Du weißt, dass Stehlen hier streng geahndet wird. Jetzt gib den Brief seinem rechtmäßigen Eigentümer zurück!«

»Meine Mutter ist tot«, sagte Walter immer und immer wieder. Erst als sein Diener den Bogen erneut spannte und auf seinen Kopf zielte, lenkte Walter ein. Er drehte sich um und kam zu mir.

Ein Schauer lief durch meinen Körper.

Ein Brief. Für mich. Nach zwanzig Jahren.

Meine Hände zitterten.

»Mein Beileid«, sagte Carlotta mit leiser Stimme.

Mein Beileid. Der Tod war zurückgekehrt.

Ich presste die Augen zusammen. Ich spürte den Brief in meiner Hand.

»Ich habe Angst ...«

»Es ist dein Vater. Du musst dich verabschieden. Auch nach allem, was geschehen ist. Oder gerade deswegen.«

»Aber es ist doch verboten.«

»Es gibt Ausnahmen, wie du weißt.«

»Aber ich bringe den Tod ...«

»Das tust du nicht. Wir alle sind gesund. Ich begleite dich und passe auf dich auf, ja?«

»Und sie? Medora? Glaubst du, dass sie auch mitkommt?«, fragte ich meine Dienerin, so leise ich konnte, damit mich die anderen nicht hörten.